

DENKFABRIK

Jung und sozialistisch

Mit der „Deutschen Demokratischen Republik“ endete vor 18 Jahren auch die monolithische und uniforme Presse des Arbeiter- und Bauernstaats. Die Kommunikationswissenschaftler Michael Meyen und Wolfgang Schweiger haben diesen Teil deutscher Vergangenheit untersucht und analysierten quantitativ das „Neue Deutschland“ und die „Junge Welt“. Beide Blätter, das Zentralorgan der SED genauso wie die FDJ-Zeitung, hatten eine Auflage von jeweils mehr als einer Million Exemplaren. Tageszeitungen, die sich in einem marktwirtschaftlichen System bei ihren Lesern durchsetzen müssen, können von solchen Zahlen nur träumen.

Ausgaben aus den Jahren 1960 bis 1989 flossen in die Untersuchung ein. Die Ergebnisse lassen eine differenzierte Betrachtung der DDR-Medien zu. In vielen Punkten entspricht der Inhalt der Zeitungen der vorherrschenden Meinung: starke Politisierung, Schwarz-Weiß-Berichterstattung über die politischen Blöcke, kaum Leseanreize und der ausgeprägte Hang, Meldungen der staatlichen Nachrichtenagentur abzudrucken.



**CHRISTOPH MOSS**  
Professor an der International School of Management, Dortmund/Frankfurt, schreibt über Kommunikation.

Interessant ist der Vergleich der Blätter untereinander. Die „Junge Welt“ bemühte sich vor allem in den 80er-Jahren, auf Wünsche des Publikums einzugehen. Sie war abwechslungsreicher, unterhaltsamer und nützlicher als das „Neue Deutschland“. Die „Junge Welt“ setzte mehr Bilder und Grafiken ein, rückte Personen in den Mittelpunkt der Geschichten und fand anregendere Überschriften.

Medien-Profis jedenfalls würden sagen: Die „Junge Welt“ war damals deutlich „journalistischer“ als die Konkurrenz – sofern der Begriff „Konkurrenz“ in einem planwirtschaftlichen System überhaupt zulässig ist.

Dieser vermeintliche Vorsprung wurde allerdings mit ausgeprägter Linientreue erkauft. Das Jugendblatt trat deutlich stärker für den politischen Kurs der regierenden Einheitspartei SED ein. Sie war damit auch sozialistischer als das „Neue Deutschland“ selbst. Süffisant schreiben die Wissenschaftler, es sei der „Jungen Welt“ wohl nicht gelungen, das Publikum zu lenken. Wie wahr. Schließlich spielte gerade die Jugend in der DDR eine entscheidende Rolle bei den Demonstrationen des Jahres 1989 – „Junge Welt“ hin, „Neues Deutschland“ her.

# Erkenntnis einer höheren Macht

Die universelle Botschaft des Erntedankfests erscheint in diesem Herbst besonders aktuell: Demut und Dankbarkeit



Verbrüderung beim Truthahn-Braten: das legendäre erste „Thanksgiving“ der Pilgerväter von 1621. Nach einem Gemälde von Jean Leon Gerome Ferris.

MARTIN ROOS | DÜSSELDORF

Es ist wohl der populärste Gnadentakt des amerikanischen Präsidenten. Seit einem halben Jahrhundert befreit das Staatsoberhaupt zu Thanksgiving einen Truthahn. Wohlgerückt einen einzigen. Während der befreite, einsame Truthahn genüsslich sein Gnadentakt knuspert, wandern etwa 45 Millionen seiner Artgenossen gleichzeitig in die Schlachthöfe, um an einem Festtag verzehrt zu werden: Thanksgiving.

Was das leidenschaftliche Truthahnessen mit der ursprünglichen Idee des Erntedankfestes zu tun hat, wussten zumindest noch die puritanischen Pilgerväter: Sie begründeten 1621 die Tradition. Damals setzten sie sich mit Wampanoag-Indianern in Plymouth zusammen, um gemeinsam ihrem Gott für ein gutes Ernteprodukt zu danken. Aus dieser ehrbaren Runde hat sich in den folgenden Jahrhunderten eine nationale Kommerzparty entwickelt – ähnlich dem Weihnachtsfest. Mit Religion hat das nur noch wenig zu tun.

Das deutsche Erntedankfest wirkt mit Erbsensuppe und Eintopf im Vergleich dazu recht unschuldig, fast puritanisch. Und es scheint gerade in diesem Jahr hervorragend in die Weltlage zu passen. Statt verzehrender Lust nach mehr könnten heute Bescheidenheit und Dank angebracht sein. Gier, Kurzatmigkeit und das „wahnsinnige Streben nach immer

höherer Rendite“ müssen ein Ende haben, forderte Finanzminister Peer Steinbrück in seiner Regierungserklärung. Konsumkontrolle statt Konsumlust, Demut statt Gier. Genau darauf zielt das Erntedankfest.

Die katholische deutsche Bischofskonferenz legte 1972 den ersten Sonntag im Oktober als Festtermin fest. In den evangelischen Kirchen wird das Erntedankfest am Sonntag nach dem Michaelistag (29. September) gefeiert. Diese Regelung geht auf den Erlass des preußischen Königs aus dem Jahr 1773 zurück. Der Brauch dieser Feier sieht vor, Altar und Altarraum mit Erntedankgaben wie Brot, Korn, Trauben, verschiedenem Gemüse oder gar Produkten aus der ansässigen Industrie zu schmücken.

„Der Mensch dankt Gott für alles, was er im vergangenen Jahr empfangen hat“, erklärt Theologe Philipp Beyhl. Mit seiner Promotion über „Erntedank – ein mögliches Fest“ an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg hat er das zurzeit neueste Buch über das ebenso zeitliche wie antike, christliche und kultische Fest vorgelegt. „Danken kann man für alles, was man erhält“, sagt Beyhl. Dazu zählen auch immaterielle Güter wie zwischenmenschliche Beziehungen oder die Möglichkeit zu arbeiten. Denn nicht nur Gottes Güte steht im Mittelpunkt, sondern auch die Freude an der Arbeit: „Am Erntedank danken die Menschen, dass sie in Gottes Schöpfung arbeiten dürfen und

dass ihre Arbeit durch Gottes Segen der Lebenshaltung dient“, sagt Manfred Josutis, Theologe an der Georg-August-Universität Göttingen.

Dass Menschen das Bedürfnis haben, Gott oder anderen himmlischen Mächten für den Ertrag ihrer Arbeit zu danken, ist kein genuin christliches Charakteristikum. „Es entstammt der Erkenntnis der völligen Abhängigkeit. Es ist ein Urphänomen der Menschheit“, erklärt Beyhl. Egal, ob es sich um Ernteprozessionen, Erntefeste oder den Erntetanz handelt, der früher vor allem in kultisch-ekstatischen Rhythmen bis in den frühen Morgenstunden gehen konnte, „zu allen Zeiten zeigen Menschen, dass sie ihre Existenz einer höheren Macht außerhalb ihrer selbst verdanken“, so Beyhl. Im biblischen Zeugnis berichtet erstmals Genesis, Kapitel vier, von einem Erntedank. Kain bringt von den Früchten des Feldes und Abel von den Erstlingen seiner Herde Gott ein Opfer dar.

Kommerzielle Veranstaltung

Zwar feiern auch die Amerikaner den Thanksgiving Day nicht ohne Dankgefühl. Doch im Wesentlichen handelt es sich um eine kommerzielle Veranstaltung, die von fast allen Amerikanern aller Glaubensrichtungen begangen wird. Seit 1863 wird Thanksgiving am vierten Novemberdonnerstag des Jahres als National Holiday gefeiert. Zum einen soll der Tag ein patriotisches Wir-Gefühl vermitteln.

Zum anderen ist er der wichtigste Bilanztag für Amerikas Milliarden-Dollar-Truthahnbranche: Es dreht sich schließlich alles um die Zubereitung und den Verzehr dieses wohl hässlichsten Vogels der Welt: Der Truthahn, umrankt mit Mais, Kürbis und Kompott und gefüllt mit Stuffing – eine Mischung aus angerösteten Walnüssen, in Butter geschwenkten Baguette-Würfeln, grünem Apfel, Staudensellerie, Zwiebeln, vielen frischen Kräutern und Speck.

Wie übrigens der Truthahn – die Amerikaner verzehren pro Jahr 280 Millionen Exemplare – auf die Menükarte kam, ist nicht sicher. In einem amerikanischen Märchen heißt es, dass „der Truthahn seit alters her der Herr aller Saaten ist“. Auf historisierenden Bildern tischen ihn schon die Pilgerväter beim legendären ersten Thanksgiving ihren indianischen Nachbarn auf.

Das deutsche Erntedank ist von dem hedonistischen Lustprinzip weit entfernt. Manche deutsche Christen scheitern heute angesichts der Fülle und des Reichtums ihres Landes beim Erntedank sogar ein schlechtes Gewissen zu überkommen. „Während vor 50 Jahren noch der Erntedank meist als Höhepunkt im Kampf um das tägliche Brot erlebt wurde, hat sich die Lage der Lebensmittelversorgung geändert und die elementare Abhängigkeit von der Ernte im westlichen Kontext oftmals in ein schlechtes Gewissen der Sat-

ten gegenüber den Hungernden in anderen Erdteilen verwandelt“, meint Eberhard Winkler, emeritierter Professor für Praktische Theologie an der Martin-Luther-Universität in Halle-Wittenberg.

Aber auch in einer satten Welt kann Erntedank zeigen, dass Produktivität und Wohlstand nicht allein der Erfolg des Einzelnen sind. Das Fest will zeigen, dass jeder Schritt des Lebensweges in Abhängigkeit steht – von anderen Menschen, von höheren Mächten, von Gott. Bei Luther, Matthäus 6, Vers 26, heißt es: „Sehet die Vögel unter dem Himmel an: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen; und euer himmlischer Vater nährt sie doch.“ So haben auch diejenigen, die nicht viel leisten können, eine Aufgabe zu erfüllen. Denn die Erntegaben der Schöpfung werden nicht nach Leistungseinsatz verteilt, sondern gelten als ein Geschenk aus der Gnade Gottes.

Erntedank feiern heißt Demut zeigen. In dem Fest „drückt sich auch heute die Einsicht aus, dass die Reichweite des Wachstums begrenzt ist und dass die Eigenrechte der Schöpfung respektiert sein wollen“, sagt Josutis. Die Aufgabe des Erntedankfestes ist es, „diesem Dank eine konkrete Form zu geben“, erklärt Beyhl. Wer sich darauf einlässt, der kann vielleicht erfahren, dass erfüllende Dankbarkeit nachhaltiger sättigen kann als Truthahn und Stuffing.

## Ungleichheiten auf dem Historikertag

DRESDEN. Bundespräsident Horst Köhler hat gestern in Dresden den 47. Deutschen Historikertag eröffnet. Das Schwerpunktthema „Ungleichheiten“ lädt zum unmittelbaren Gegenwartsbezug ein. Die aktuelle Finanzkrise wird sicher in vielen Vorträgen eine große Rolle spielen.

Zum größten geisteswissenschaftlichen Kongress Europas werden rund 3 000 Teilnehmer erwartet – Wissenschaftler, Lehrer und Studenten. Mit „Ungleichheiten“ von der Antike bis zur Gegenwart befassen sich zahlreiche Veranstaltungen, bezogen auf Politik, Wirtschaft, Bildung, ethnische Minderheiten sowie das Verhältnis von Orient und Okzident.

Der Vorsitzende des deutschen Historikerverbandes, Peter Funke von der Universität Münster, erhofft sich neben den fachwissenschaftlichen Diskussionen auch eine Signalwirkung in der Öffentlichkeit: „Die Thematik hat eine zeitdiagnostische Perspektive, das ist kein philosophischer Diskurs mehr“, sagte er.

Zumal die Finanzkrise die Erinnerung weckt an ein traumatisches Weltereignis vor fast 80 Jahren. Nach dem „Schwarzen Freitag“ an der New Yorker Börse vom 25. Oktober 1929 machte die „Weltwirtschaftskrise“ 30 Millionen Menschen arbeitslos, die vernetzte Weltwirtschaft löste sich weitgehend auf. Das resultierende Elend erzeugte in vielen Staaten, nicht zuletzt in Deutschland, politischen Aufruhr. Radikale Massenbewegungen drängten an die Macht. Auch die Nationalsozialisten in Deutschland gewannen erst nach der Wirtschaftskrise Wahlen.

Eine Tagungssektion ist dem Thema „Wirtschaftliche Ungleichheit als globales Problem des 20. Jahrhunderts“ gewidmet. Zur politischen, sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung des wiedervereinigten Deutschlands soll am 3. Oktober, dem Tag der Deutschen Einheit, eine Podiumsdiskussion mit Politikern, ehemaligen DDR-Bürgerrechtlern und Historikern stattfinden.

Mitdiskutieren wird auch der Berliner Sozialhistoriker Gerhard A. Ritter, Autor des Buches „Der Preis der deutschen Einheit. Die Wiedervereinigung und die Krise des Sozialstaates“. „Wir können nur hoffen, dass die internationale Politik es schafft, eine so tiefe Rezession wie 1929 und in den folgenden Jahren darauf zu verhindern“, sagte er der Deutschen Presseagentur. „Die Bändigung des Turbokapitalismus“ sei „die zentrale Herausforderung“. *fk*

UNSERE THEMEN

MO ÖKONOMIE

DI ESSAY

MI GEISTESWISSENSCHAFTEN

DO NATURWISSENSCHAFTEN

FR LITERATUR

## Schock mit schleichender Wirkung

Der China-Experte Frank Sieren analysiert Pekings Zangen-Taktik im Westen

CHRISTOPH RABE | DÜSSELDORF

Auf Schlechwegen erobert China die Welt. Mit einer Zangenbewegung rund um den Globus sichert sich China Rohstoffe und Einfluss. Einerseits lockt China starke westliche Unternehmen ins Land, um sich Wissen über moderne Technologie anzueignen, andererseits ziehen chinesische Unternehmen in die Welt hinaus, um sich Öl, Erze und politische Macht zu sichern, vor allem in Afrika.

Der langjährige China-Korrespondent verschiedener deutscher Magazine und Zeitungen Frank Sieren hat beide Trends analysiert. Seinem „China-Code“, in dem er 2005 beschrieb, wie sich die chinesische Führung mittels der „Konkubinenwirtschaft“ westliches Know-how verschafft, folgt nun „Der China-Schock“. Ein Schock, der seine Wirkung nur schleichend freisetzt. China verknüpft seinen Hunger nach Öl und Metallen mit strategischer Machtpolitik. Das Riesennetz wirft ein Netz über die rohstoffreichen Staaten in Afrika, in Zentralasien und im Vorderen Orient aus, nutzt geschickt die Frustration von Ländern, die sich vom Westen enttäuscht abwenden, und sichert sich nicht nur Rohstoffe für seine rapide wachsende Industrie, sondern schmiedet nebenbei auch zahlreiche strategische Allianzen. Die „Mutter-Courage-Politik“ nennt Sie-

ren diesen Ansatz. China engagiert sich in schwachen Ländern, hilft ihnen und verdient zugleich prächtig Geld.

Diese Allianzen haben das Zeug, die geopolitischen Konstellationen nachhaltig zu verändern. Noch haben nur wenige das Ausmaß des chinesischen Netzwerkes in seiner vollen Tragweite begriffen. Afrika genießt zwar immer mehr Aufmerksamkeit aus Amerika und Europa, doch die Chinesen sind ihnen mit konkreten Projekten schon einen gewaltigen Schritt voraus. Und: Sie verknüpfen keinen Wertexport mit ihrer wirtschaftlichen Zusammenarbeit. Das macht sie in den Augen vie-

ler Entwicklungsländer zu einem interessanten Partner. Denn von Bevormundung haben die Länder, von denen einige unter einer langen Kolonialherrschaft leiden mussten, die Nase voll.

Sierens neues Werk lebt von der Anschaulichkeit. Es ist eine Mischung aus Reportage, Interview und historischer Analyse. Er beschreibt, wie chinesische Firmen in Angola Straßen bauen, in Nigeria verhandeln. Wie sie Geschäfte in der Mongolei und Nordkorea anbahnen und wie sie im Iran in die Lücke stoßen, die durch westliche Boykottpolitik aufreißt. China hat wenig Skrupel, auch mit Regimen zusammenzuarbeiten, die schwere Menschenrechtsverstöße begehen, so im Sudan. Wie die Chinesen dabei vorgehen und wie sie sich politische Fehler der Großmächte zunutze machen, versteht Sieren höchst lebendig zu erzählen, weil er stets Menschen und Begebenheiten aus dem Alltag mit dem politischen und historischen Hintergrund verknüpft. Sierens Verdienst ist es, im Jahr, in dem die Sommer-Olympiade in Peking stattfand, den vielfältigen Strategien der Volksrepublik nachzuspüren und aufzuzeigen, wie sich China zum Global Player mausert. Die Grundthese ist richtig: Den Industriestaaten wächst ein Konkurrenzrenten heran, der nicht mehr übersehen werden kann. Aber ob Chinas Kraft tatsächlich ausreicht, um einen globalen Schockzustand auszulösen, ist noch längst nicht erwiesen. Denn auch der Westen verändert sich.

Serie

Die Shortlist im Porträt: Bis zur Buchmesse im Oktober präsentiert das Handelsblatt jede Woche einen der zehn Kandidaten.

1.10.08: Frank Sieren:

Der China-Schock  
Econ, Berlin 2008,  
432 Seiten, 19,90 Euro.

10.10. Peter Unfried: Öko. Al Gore, der neue Kühlschrank und ich  
Dumont, Köln 2008,  
239 Seiten, 14,90 Euro.

Alle Titel sind im Handelsblatt-Shop erhältlich:  
[www.handelsblatt-shop.com](http://www.handelsblatt-shop.com)

## Rückkehr nach Westen

Hans-Ulrich Wehlers „Deutsche Gesellschaftsgeschichte“ ist mit dem Band über die Nachkriegszeit komplett

PETER HOEHRES | STUTTGART

Warum kamen die letzten vier Assistenten des Historikers Hans-Ulrich Wehler alle aus Pastorenfamilien? Es könnte mit dem Arbeitsethos, gepflegter Sprache und bildungsbürgerlichen Werten zu tun haben. Auch der mit der Muttermilch aufgenommene „Habitus“ der Pastorenkinder mag Wehler näher gelegen haben als die antrainierte Qualifikation von Bewerbern aus anderen Milieus.

Natürlich hatte Wehler im fünften und letzten Band seiner „Deutschen Gesellschaftsgeschichte“ (C.H. Beck, 2008), der die Jahre 1949-1990 umfasst, nicht seine eigene Einstellungspraxis im Blick, aber doch die erstaunliche Kontinuität der Rekrutierung der von ihm so genannten „Erwerbsklassen“. Die Unternehmensvorstände kommen in der Regel aus Unternehmensfamilien, Studenten aus Akademikerfamilien, der Arbeiter nachwuchs aus dem Proletariat. Stabilisiert wird diese Kontinuität durch den jeweiligen Heiratsmarkt, das Fachwort lautet Homogamie.

Die Aufstiegsmobilität in der Bundesrepublik ist beschränkt. Zwar konnten die meisten Bundesbürger zwischen 1950 und 1973 (Ölkrise) ihr Einkommen vervierfachen. Die soziale Ungleichheit nahm aber nicht ab. Wehler kritisierte dies bei der Vorstellung seines Werkes in der Stiftung Bundespräsident-Theodor-Heuss-Haus in Stuttgart, forderte

wie auf einer SPD-Wahlveranstaltung „Chancengerechtigkeit“ und eine Erbschaftsteuer von 50 Prozent – und prangerte die Explosion der Vorstands-Gehälter an. Zugleich entlarvte er bis ins Detail den sozialen Schein der DDR. Dort studierten nur die Kinder der SED-Nomenklatura, Arbeiterkinder waren in den Universitäten seltener als im Westen. Die Vernichtung des Bürgertums und des Unternehmertums, das Absterben von Leistungsbereitschaft und Leistungsfähigkeit hätten die DDR lange vor 1989 ruiniert, nur bundesdeutsche Kredite und Handelshilfen hätten dies noch einige Jahre verschleiert.

Die Bundesrepublik ist für Wehler trotz aller sozialen Ungleichheit eine Erfolgsgeschichte, angefangen beim Wirtschaftswunder, das durch den hohen technischen Entwicklungsstand, qualifiziertes Personal (Flüchtlinge) und einen offenen Weltmarkt ermöglicht wurde. Wehler sieht den Grund für die politische Stabilität im entschiedenen Bekenntnis zum Westen, das freilich auf einem nur kurz verschütteten Fundament aufbauen konnte. Die deutsche Geschichte besteht für ihn nicht wie für Heinrich August Winkler aus einem „langen Weg nach Westen“. Die deutsche Gesellschaft war immer schon Teil des Westens und entfernte sich erst 1914 von ihm, kehrte nach dem Zusammenbruch dann aber wieder zurück.

Lauscht man diesen Worten, so verstärkt sich die Frage nach dem Erkenntnisgewinn von Wehlers großem Projekt. Ausgegangen war er von der in seiner Kampfschrift „Das deutsche Kaiserreich“ (1973) formulierten These, dass Deutschland seit der Französischen Revolution einen verhängnisvollen Sonderweg beschritten habe, der in die Katastrophe des Dritten Reiches geführt habe.

Deutsche Sonderbedingungen

Nach der begründeten Kritik gerade von englischen Historikern musste er diese These relativieren. Jetzt hält er trotz noch an einigen „Sonderbedingungen“ der deutschen Geschichte fest: „den hektischen Regimewechseln“ bei Kontinuität der Sozialformationen und des Wirtschaftssystems, der seit Bismarcks „Kanzlerdiktatur“ verbreiteten Führerwartung, der „Diskreditierung der Aufklärung“, den „Umwälzungen in der Sphäre des Bildungsbürgertums, der beamteten oder angestellten Dienstklassen, der Industrie- und Landarbeiterschaft“.

Jedem halbwegs versierten Historiker fallen da natürlich Parallelen in anderen europäischen Staaten ein. Schon Jacob Burckhardt (1818-1897) erkannte „lauter Sonderwege in Europa“. Und ob die Deutschen wirklich Hitler wählten, weil sie Bismarck wiederhaben wollten, ist zweifelhaft. Immerhin waren 40 Jahre seit dessen Sturz vergangen. Dachte der Wähler 2002 noch an Adenauer?

In Stuttgart wurde Wehler, auch von sich selbst, mit großen politischen Historikern wie Droysen (1808-84) oder Sybel (1817-95) verglichen. Selbst der Vergleich mit dem heute wegen seines Nationalismus nicht gut beleumundeten Treitschke (1834-96) schien Wehler zu schmeicheln.

Nie mit Polemik geizend, zeigte Wehler sich jetzt selbst gegenüber seinem Gegner im Historikertag Ernst Nolte verständlich. Nolte habe eine außergewöhnliche Begabung, den Außenreiter habe er wegen seiner früheren Leistung bewundert. Umso enttäuschter sei er über dessen Erklärung des Holocausts als Reaktion auf den bolschewistischen Terror gewesen. Verschämte Liebe als letzter Grund für den durch Wehlers Freund Jürgen Habermas ausgelösten Historikertag? Das wäre eine hübsche Pointe.

Viele von Wehlers Polemiken werden wohl bald überholt sein. Dagegen wird eine so umfassende Gesamtschau der letzten drei Jahrhunderte deutscher Geschichte, auch wenn so zentrale Bereiche wie Recht, Außenpolitik und letztlich auch Kultur von Wehler ausgeblendet wurden, wohl kaum noch einmal ein einzelner Historiker wagen, zumal in einer umfassenden Integration von Demografie, Wirtschaft, Politik und Sozialstruktur. Also werden sich noch viele historische Interessierte an dieser Gesellschaftsgeschichte reiben müssen.